



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Twain, Mark: Ein Besuch auf den Sandwichsinseln. II.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Besuch auf den Sandwichsinseln

von

Mark Twain.

II.

An einem hellen Morgen hoben sich die Inseln in Sicht, niedriges Land auf einsamer See, und alle Welt kletterte auf das Oberdeck, um sie zu sehen. Nach zweitausend Meilen Wasserrüste war der Anblick ein recht willkommener. Als wir uns näherten, tauchte das mächtige Vorgebirge von Diamond Head aus dem Ozean auf. Seine zackige Vorderwand war weicher und runder in der dunstigen Ferne. Bald nachher entschleierten sich die Einzelheiten des Landes: zuerst die Linie des Strandes, dann die federigen Kokosnußpalmen der Tropen, dann Hütten der Eingeborenen, zuletzt die weiße Stadt Honolulu, die zehn bis fünfzehntausend Einwohner enthalten soll, ausgebreitet über eine völlig flache Ebene, mit Straßen von zwanzig bis dreißig Fuß Breite, solid und eben wie eine Hausdielen, einige so gerade wie ein Lineal, andere so gewunden wie ein Korkzieher.

Je weiter ich durch die Stadt wanderte, desto besser gefiel sie mir. Jeder Schritt enthüllte mir neue Contraste und erschloß Dinge, an die ich nicht gewöhnt war. Statt der mächtigen, rothfarbenen, braunen Häuserfronten San Franciscos sah ich Wohnungen gebaut von Stroh, Luftziegeln und einem rahmfarbigen Gemisch von Kieseln, Muscheln und Korallen, welches in länglich runde Blöcke geschnitten und mit Cement verbunden wird, desgleichen eine große Anzahl sauberer, weißer Hütten mit grünen Fensterläden. Statt der Vorderhöfe, welche die Größe von Billardtischen haben und mit steifen Eisengittern umzäunt sind, sah ich diese Heimstätten von geräumigen Höfen umgeben, die dicht mit grünem Grase bekleidet und von hohen Bäumen beschattet waren, durch deren verwachsenes Laub kaum die Sonne dringen konnte. An der Stelle des herkömmlichen Geraniums, der Calla-Lilie u. d., die in Staub und allgemeiner Kraftlosigkeit hinsiechen, sah ich üppige Bänke und Dickichte von Blumen, frisch wie eine Wiese nach einem Regen und glühend in den reichsten Farben. Statt der kläglichen Jammergestalten der „Willows“ des Spaziergangs von San Francisco, begegnete ich riesenstämmigen, weithin sich ausbreitenden Waldbäumen mit seltsamen Namen und noch seltsamerem Aussehen — Bäume, die einen Schatten wie eine Gewitterwolke warfen und im Stande waren, allein zu stehen, ohne an einen grün angestrichenen Pfahl angebunden zu sein. Statt der Goldfische, die in Glasfugeln herumschnip-peln und in Folge der vergrößernden oder verkleinernden Eigenschaften ihrer

durchsichtigen Gefängnisse unzählige Schattirungen und Grade der Verrenkung annehmen, sah ich Katzen — Kater, Marianenkatten, langschwänzige Katzen, stumpfschwänzige Katzen, blinde, einäugige, trübäugige, strichäugige Katzen, graue, schwarze, weiße, gelbe, gestreifte, gefleckte Katzen, zahme und wilde Katzen, versengte und lahme Katzen, einzelne Katzen, Gruppen von Katzen, Pelotons, Compagnien, Regimenter, Armeen, Millionen von Katzen, und alle von ihnen glatt, fett, faul und fest eingeschlafen.

Ich sah auf eine Menge Volkes, unter dem einige Weiße waren und weiße Röcke, Westen, Beinkleider und selbst weiße Zeugschuhe an hatten, die alle Morgen mit Kreide wieder schneeweiß gefärbt werden. Aber die Mehrheit des Volkes war fast so schwarz wie die Neger, Weiber mit angenehmen Zügen, schönen schwarzen Augen, runden, etwas wollüstigen Formen, gekleidet in ein einziges hellrothes oder weißes Gewand, das lose und ungegürtet von den Schultern bis zu den Fersen herabfiel, das lange schwarze Haar ungeflochten über den Rücken hinabfließend, breitrandige Hüte, bekränzt mit natürlichen Blumen von brennendem Karmin, eine Menge dunkler Männer in verschiedenen Anzügen, etliche, die nichts an hatten als einen zerknüllten Ofenrohr-Hut, der bis auf die Nase herabgezogen war, und eine sehr dürftige Kniehose, Kinder endlich, die wie geräuchert aussahen und mit nichts als Sonnenschein bekleidet waren — in der That eine recht sauber passende und malerische Tracht.

Statt Rüpel und Bummel, die an den Ecken stieren und gaunern, sah ich langhaarige, lederfarbene Jungfrauen der Inseln im Schatten von Eekhäusern auf dem Erdboden sitzen und gleichgültig auf das blicken, was in der Straße erschien oder geschah. Statt auf schlecht geflicktem Pflaster, schritt ich auf festem Grunde von Korallen hin, der von dem einfältigen, aber beharrlichen Gewürm dieses Namens vom Boden der See heraufgebaut worden ist und eine dünne Schicht von Lava und Asche auf sich liegen hat, welche aus unergründlichem Höllengebiet vor langen Jahren durch jenen zerklüfteten und geschwärzten Kraterschlund herausgeschleudert worden sind, der jetzt todt und harmlos in der Ferne steht. Statt vollgestopfter und gepfropfter Omnibusse begegne ich dunkelbraunen Frauen der Eingebornen, die auf flüchtigen Rossen, nach Art der Männer reitend, frei wie der Wind vorüberfegen, wobei ihnen bunte Reitgürtel wie Banner nachflattern. Statt des zusammengeflochtenen Gestanks von Chinesenthum und Kuttelhofsthum der Brannanstraße athmete ich den balsamischen Duft von Jasmin, Oleander und Pride of India. Statt in dem hastigen Gewühl und dem lärmenden Gewirr San Franciscos schritt ich inmitten einer sommerlichen Ruhe so still wie die Morgendämmerung im Garten Eden hin. Statt der die goldne Stadt umgürtenden Sandhügel und der ruhigen Bucht sah ich auf der einen Seite

hart vor mir einen Bau hoher, steiler Berge, gekleidet in erfrischendes Grün und gespalten durch tiefe, kühle, flustartige Thäler, und in der Front die großartige Fläche des Oceans, in der Nähe des Gestades ein glänzendes, durchsichtiges Grün, eingefast und begrenzt von einer langen weißen Linie schaumigen Gischts, der gegen das Riff prallte, und weiter draußen das dunkelblaue Wasser der tiefen See, gesprenkelt mit weißen Wellenkämmen, und ganz draußen am fernen Horizont ein einzelnes, einsames Segel — ein bloßer Accentstrich, um eine schläfrige Stille und eine Wüste zu betonen, die ohne Laut und ohne Grenze waren. Als die Sonne sank — der einzige Eindringling von andern Gebieten und eine stete Erinnerung an sie — war es eine verzückende Wonne, in der durchdusteten Luft zu sitzen und zu vergessen, daß es noch eine andere Welt als diese zauberhaften Eilande gab.

Es war so überaus köstlich, zu träumen und weiter zu träumen, bis man auf einmal einen Biß spürte. Es war ein Scorpionenbiß. Dann war die erste Pflicht, aus dem Grase aufzuspringen und den giftigen Burschen todt zu treten, und die nächste, die verwundete Stelle mit Alkohol oder Cognac zu baden, und die dritte, den Entschluß zu fassen, sich künftig nicht wieder ins Gras zu setzen. Dann kam der Rückzug in die Schlaffammer und das Vergnügen, mit der einen Hand die Erlebnisse des Tages niederzuschreiben und mit der andern die Moskitos zu vertilgen — eine ganze Gemeinde auf einen Schlag. Dann merke ich, wie ein schlimmerer Feind sich herannähert, eine haarige Tarantel auf Stelzen, und warum nicht gleich den Spucknapf auf sie setzen? Es ist geschehen, und die weit hervortretenden Spitzen ihrer Krallen geben eine lichtvolle Andeutung, wie weit sie reichen konnte. Dann zu Bett und zur Promenade für einen Tausendfuß geworden mit zweiundvierzig Beinen auf jeder Seite, von denen jeder genug giftige Hiße in sich hat, um durch ein Stück Rindsleder ein Loch zu brennen. Noch mehr Einreibung mit Alkohol, und der Beschluß, ins Künftige das Bett zu untersuchen, bevor wir hineinsteigen. Dann gewartet und gelitten, bis alle Moskitos der Nachbarschaft unter dem Laden hereingetrochen sind, dann rasch hinausgehuscht, sie eingesperrt und friedlich auf der Diele geschlafen bis zum Morgen. Inzwischen ist's tröstlich, die Tropen in gelegentlichen wachen Pausen zu vermaledeien. Wir hatten in Honolulu natürlich Obst in Fülle. Orangen, Ananas, Bananen, Erdbeereen, Citronen, Mangoes, Guaven, Melonen und eine seltene äußerst köstliche Frucht, die sogenannte Chirinoya, welche die Delicathheit selbst ist. Dann hat man da die Tamarinde. Ich dachte, die Tamarinden wären zum Essen gemacht, aber das war vermuthlich nicht die Absicht. Ich verspeiste mehrere, und es kam mir vor, als ob sie dieses Jahr ziemlich sauer wären. Meine Lippen sprangen davon auf, bis sie wie das untere Ende eines Liebesapfels aussahen, und ich mußte meine Nahrung vier-

undzwanzig Stunden lang durch einen Federkiel zu mir nehmen. Sie schärfen mir die Zähne so sehr, daß ich mich mit ihnen hätte barbieren können, und gaben ihnen einen pelzigen Ueberzug, von dem ich fürchtete, er werde nicht wieder weggehen. Aber ein Bürger der Stadt sagte mir: „Nein, es geht wieder ab, wenn die Glasur abgeht“, was jedenfalls tröstlich war. Ich fand später, daß nur Fremde Tamarinden essen, und zwar nur ein Mal.

In meinen Aufzeichnungen von unserem dritten Tage in Honolulu finde ich Folgendes:

Heute Abend bin ich wahrscheinlich der reizbarste Mensch in ganz Hawaii, vorzüglich wenn ich mich in Besein von Leuten setze, denen es besser geht wie mir. Ich bin seit fünf Uhr Nachmittags fünfzehn oder zwanzig Meilen geritten, und um ehrlich die Wahrheit herauszusagen, ich habe meine Bedenken, ob ich mich überhaupt setzen soll.

Wir hatten heute einen Ausflug nach dem Diamond Heard und den Kokusnußhain des Königs verabredet. Die Zeit sollte halb fünf Uhr Nachmittags sein, die Gesellschaft aus einem halben Duzend Herren und drei Damen bestehen. Die brachen allesamt zur festgesetzten Stunde auf, nur ich nicht. Ich war im Staatsgefängniß mit Kapitän Fish und einem anderen Schiffer von einem Walfischfahrer, Kapitän Phillips und versenkte mich mit solchem Interesse in seine Betrachtung, daß ich nicht merkte, wie rasch die Zeit verging. Jemand bemerkte, daß es zwanzig Minuten über fünf sei, und das weckte mich. Glücklicher Weise traf sich's, daß Kapitän Phillips mit seinem „Turn out“ zur Hand war, wie er eine gedeckte Kalesche nennt, die Kapitän Cook im Jahre 1778 hierher brachte, und ein Roß davor gespannt hatte, welches auch schon existierte, als Cook vor circa drei und achtzig Jahren hier landete. Kapitän Phillips ist mit Recht stolz auf sein Fahren und auf die Schnelligkeit seines Pferdes, und seiner Leidenschaft für die Entwicklung dieser Eigenschaften danke ich es, wenn wir nur sechzehn Minuten brauchten, um von dem Gefängniß bis zum Americain Hôtel zu gelangen — eine Strecke, die auf mehr als eine englische Meile geschätzt wurde. Aber es war eine fürchterliche Fahrt. Die Peitsche des Kapitäns saufte rasch und immer rascher nieder, und seine Hiebe klopften aus der Haut des Gauls so viel Staub, daß wir in der letzten Hälfte der Reise durch einen undurchdringlichen Nebel fuhren und nach einem Taschenkompaß in den Händen des Kapitäns Fish steuerten, eines Walfischfahrers von sechsundzwanzigjähriger Erfahrung, der während der gefährvollen Fahrt so gleichmüthig da saß, wie wenn er auf dem Hinterdeck seines Schiffes gewesen wäre, und ruhig von Zeit zu Zeit sagte: „Gerad halten übern Klüverbaum, Gerad halten“ — „Ein bißchen locker lassen — fest — so“ und „Luv, stramm hin nach Steuerbord“, und niemals seine Geistesgegenwart verlor oder durch Stimme oder Miene die geringste

Angst verrieth. Als wir zuletzt vor Anker gingen und Kapitän Phillips auf seine Uhr sah und ausrief: „Sechzehn Minuten — ich sagte Ihnen, daß das in ihr lag! Das ist über drei englische Meilen die Stunde!“ so konnte ich sehen, daß er sich zu einem Compliment berechtigt fühlte, und so sagte ich, daß ich in meinem Leben keinen Blick so wie dieses Pferd hätte gehen sehen. Und ich hatte das wirklich nicht gesehen.

Der Wirth des Hôtels sagte, die Gesellschaft sei schon beinahe eine Stunde weg, indeß könnte er mir die Wahl zwischen mehreren Pferden freistellen, die sie einholen könnten. Ich sagte, schon gut, ich zöge aber ein sicheres Pferd einem schnellen vor, ich hätte am liebsten ein über die Maßen sanftes Pferd — ein Pferd ohne das mindeste Feuer — ein lahmes, wenn er was der Art hätte. Binnen fünf Minuten war ich beritten gemacht und völlig befriedigt mit meiner Ausstattung. Ich hatte keine Zeit, ihm einen Zettel mit der Aufschrift: „Dies ist ein Pferd“ aufzukleben, und so kann ich nicht dafür, wenn das Publikum den Gaul für ein Schaf hielt. Ich war zufrieden, und das war die Hauptsache. Ich konnte sehen, daß er so viele hervorragende Eigenschaften wie irgend ein anderes Pferd hatte, und so hing ich meinen Hut an eine dieser hervorragenden Stellen hinter dem Sattel, wischte mir den Schweiß vom Gesicht und brach auf. Ich nannte das Pferd nach dieser Insel Dahu. Als es an den ersten Thorweg kam, schritt es hinein. Ich hatte weder Gerte noch Sporn, und so machte ich ihm einfach Vorstellung dagegen. Es widerstand der Vorstellung, gab aber schließlich Schimpfworten und schlechter Behandlung nach. Rückwärts ging es aus diesem Thorweg, aber nur, um vorwärts auf einen andern auf der entgegengesetzten Seite der Straße loszufeuern. Ich triumphirte durch mein früheres Verfahren. Innerhalb der nächsten sechshundert Yards kreuzte es die Straße vierzehn Mal und versuchte es mit dreizehn Thorwegen, und in der Zwischenzeit brannte die Tropensonne auf uns herunter und drohte mir ein Loch in den Scheitel zu brennen und ich triefte buchstäblich von Schweiß. Der Gaul gab dann das Thorwegsgeschäft auf und schritt gelassen weiter, aber versunken in Nachdenken. Ich bemerkte diesen letzteren Umstand, und es begann mich bald mit Bedenken zu erfüllen. Ich sagte zu mir, dieses Geschöpf überlegt sich einen neuen Unfug, eine oder die andere neue Teufelei — kein Pferd hat jemals so tiefsinnig über etwas gebrütet als dieses jetzt. Je mehr mir dieß das Gemüth bewegte, desto unruhiger wurde ich, bis die Ungewißheit schier unerträglich wurde, und ich abstieg um nachzusehen, ob etwas Tolles in seinem Auge läge; denn ich hatte gehört, daß das Auge dieses edelsten unserer Hausthiere sehr ausdrucksvoll sei. Ich kann nicht beschreiben, was für ein ungeheurer Stein mir vom Herzen fiel, als ich fand, daß mein Gaul nur eingeschlafen war.

Ich weckte ihn auf und zwang ihn zu rascherem Gange, und jetzt kam die Niederträchtigkeit seiner Natur wieder zum Vorschein. Er versuchte über eine fünf oder sechs Fuß hohe Steinmauer zu klettern. Ich sah, daß ich bei diesem Pferde Gewalt anwenden mußte, und daß ich damit je eher je lieber anfinke. Ich riß mir eine tüchtige Gerte von einem Tamarindenbaum, und in dem Augenblicke, wo er das sah, ergab er sich. Er ging in einen krampfhaften Bummeltrab über, der drei kurze Schritte und einen langen hatte und mich abwechselnd an das Wackeln und Schütteln unseres großen Erdbehens und an das Fegen und Stampfen des „Njar“ bei Sturm erinnerte.

Und jetzt kann es keine passendere Gelegenheit geben, dem Manne, der den amerikanischen Sattel erfand, einen Segen mit der linken Hand zu erteilen. Er hat keinen Sitz, der der Rede werth wäre. Man könnte ebenso gut auf einer Schaufel sitzen, und die Steigbügel sind nichts als ein ornamentaler Unfug. Wollte ich hier alle die Schimpfreden niederschreiben, die ich auf diese Steigbügel häufte, es würde ein dickes Buch geben, auch wenn ich keine Bilder hinzufügte. Bisweilen kriegte ich einen Fuß soweit durch, daß der Steigbügel etwas von der Natur einer Knöchelspange annahm, bisweilen führen beide Füße durch und ich hatte Handschellen an den Beinen, und bisweilen rutschten meine Füße ganz heraus, und die Bügel baumelten wie toll gegen meine Schienbeine. Selbst wenn ich in gehöriger Haltung saß und sorgfältig auf den Ballen meiner Fußsohlen balancirte, war es nicht behaglich; denn eine nervöse Angst peinigte mich, daß sie im nächsten Augenblicke abglitschen könnten. Aber die Sache ist zu verdrießlich, als daß ich von ihr weiter schreiben möchte.

Unterhalb Meilen von der Stadt kam ich an einen Hain von hohen Kokosnußbäumen mit leeren, astlosen Stämmen, die sechzig oder siebzig Fuß gerade in die Höhe schossen und oben ein wenig grünes Laub hatten, in welchem sich Büschel von Kokosnüssen verbargen. Es war nicht malerischer als ein Wald von kolossalen Sonnenschirmen, unter denen vergrößerte Trauben hängen, sein würde. Ich hörte einmal einen empfindsamen Invaliden aus dem Norden sagen, ein Kokosnußbaum könnte poetisch sein, und möglicherweise war es so; aber es sah wie ein Staubwedel von Federn, der vom Bliz getroffen ist, aus. Ich denke, das schildert es besser als ein Bild — und doch hat der Kokosnußbaum ohne Zweifel etwas Bezauberndes und auch seine Anmuth.

Etwa ein Duzend Hütten, einige von Brettern, andere aus dem Grase des Landes errichtet, duckten sich schläfrig hier und da im Schatten. Die Grasshütten haben eine graue Farbe, sind wie unsre Hütten gestaltet, nur gewöhnlich mit höheren und steileren Dächern, und bestehen aus einer Art Unkraut, welches fest in Faschinen zusammengebunden ist. Die Dächer sind

sehr dick, desgleichen die Wände, die letzteren haben viereckige Löcher, welche Fenster vorstellen. In einiger Entfernung haben diese Hütten ein pelziges Aussehen, wie wenn sie von Bärenfellen gemacht wären. Drinnen ist es sehr kühl und angenehm. Die Flagge des Königs flatterte von einer dieser Hütten, und Seine Majestät war vermuthlich darin. Er besitzt das ganze Land hierherum und verbringt an schwülen Tagen häufig seine Zeit hier mit Faulenzen. Der Ort heißt deshalb „der Hain des Königs“.

Nähe dabei ist eine interessante Ruine — die dürftigen Reste eines alten Heidentempels — ein Ort, wo Menschenopfer gebracht wurden in jenen vergangnen Tagen, in denen das einfache Naturkind, nachdem es vor schwerer Versuchung einen Augenblick der Sünde nachgegeben, seinen Irrthum anerkannte und mit edler Offenheit herzutrat und seine Großmutter als Sühnopfer darbot — in jenen alten Tagen, wo der unglückliche Sünder fortfahren konnte, sein Gewissen zu säubern und zeitweilig sich glücklich zu fühlen, so lange seine Verwandtschaft reichete — lange, lange bevor die Missionäre, tausend Entbehrungen nicht achtend, herkamen und sie bleibend elend machten, indem sie ihnen erzählten, was für ein schöner und segensvoller Ort der Himmel und wie es fast unmöglich ist, in ihn zu gelangen, und dem armen Eingebornen zeigten, was für ein trauriger Ort die Hölle ist, und wie unnöthig freigebig die Gelegenheiten geschaffen sind, dahin zu kommen, ihm zeigten, wie er in seiner Unwissenheit hingegangen und all seine Sippe albern und zwecklos vertrödelte, ihm zeigten, was für eine Wonne es ist, den ganzen Tag für fünfzig Cents zu arbeiten, um Nahrung für den nächsten Morgen damit kaufen zu können, was für eine Wonne, verglichen mit der Vergangenheit, wo man sich mit einem Fischzug sein Mittagsbrod gewann, einen ewigen Sommer im Schatten verträumte und von der Fülle aß, für deren Beschaffung niemand als Mutter Natur arbeitete. Wie betrübend ist es, wenn man denkt, daß Massen von Menschen auf dieser schönen Insel in ihr Grab gestiegen sind ohne zu wissen, daß es eine Hölle giebt!

Dieser alte Tempel war von rauhen Lavablöcken erbaut und einfach eine dachlose Einzäunung, hundertunddreißig Fuß lang und siebenzig Fuß breit — nichts als nackte Mauern, sehr dick, aber nicht viel höher als von Mannshöhe. Sie werden, wenn man sie ungestört läßt, ohne Zweifel ewig dauern. Ihre drei Altäre und anderes geheiligtes Zubehör sind schon seit Jahren zerbrockelt und verschwunden. Es heißt, daß in alten Zeiten Tausende menschlicher Wesen hier in Gegenwart nackter und heulender Wilden hingeschlachtet worden sind. Wenn diese stummen Felsblöcke sprechen könnten, was für Bilder könnten sie beschreiben von gefesselten Opfern, die sich unter dem Messer winden, von dichtgedrängten Menschenleibern, die mit grimmigen, von Opfer-

feuer angestrahlten Gesichtern aus der Dunkelheit vorwärtsdringen, von dem Hintergrunde gespenstiger Bäume, von der düstern Pyramide des Diamond Head, die bei dem unheimlichen Schauspiel Wache hält, und von dem friedenvollen Monde, der durch zerrissne Wolkenschichten auf sie herabblickt!

Als Kamehameha der Große — der eine Art Napoleon an militärischem Genie und unwandelbarem Erfolg war — vor circa achtzig Jahren diese Insel Oahu mit Krieg überzog und das ihm entgegengesandte Heer vernichtete und zuletzt das Land ganz und voll in seine Gewalt bekam, suchte er den todtten Körper des Königs von Oahu und die der vornehmsten Häuptlinge heraus und steckte ihre Köpfe auf Pfähle auf den Mauern dieses Tempels.

Es waren wilde Zeiten, als dieses alte Schlachthaus seine Glanzperiode hatte. Der König und die Häuptlinge regierten die gemeine Heerde mit eiserner Ruthe, ließen sie allen Mundvorrath sammeln, den sie bedurften, alle Häuser und Tempel bauen, alle und jede Kosten tragen, Püsse und Fußtritte als Dank hinnehmen, ein dicht mit Elend gespicktes Leben hinschleppen und dann wegen Kleinigkeiten den Tod erleiden oder ihr Leben auf den Opferraltären aushauchen, um dafür Gunstbezeugungen vor den Göttern für ihre harten Gebieter zu erkaufen. Die Missionäre haben sie gekleidet, erzogen, die tyrannische Macht der Häuptlinge gebrochen und ihnen Freiheit und das Recht gegeben, zu genießen, was immer ihre Hand und Hirn erzeugen, mit gleichen Gesetzen für Alle und ebenso mit Strafe für alle, die sie übertreten. Der Contrast ist so stark, die Wohlthat, die diesem Volke von den Missionären erwiesen worden ist, so hervorragend, so greifbar und so unbezweifelbar, daß ich ihnen kein aufrichtigeres und besseres Compliment machen kann, als wenn ich einfach auf die Lage der Inselbewohner zu Captain Cook's Zeit und auf ihren heutigen Zustand hinweise. Ihr Werk spricht für sich selbst.

Nach einigem Klettern einen zerklüfteten Abhang hinauf, hielten wir auf dem Gipfel eines Hügels, von dem man eine weitreichende Aussicht hatte. Der Mond ging auf und überströmte Berg und Thal und Meer mit sanftem Glanze, und aus dem Schatten der Ferne flimmerten die Lichter von Honolulu wie ein Lager von Feuerfliegen. Die Luft war schwer voll vom Duft der Blumen. Der Halt war kurz. Unter fröhlichem Gespräch und Gelächter galloppirte die Gesellschaft weiter, und ich hielt mich an den Sattelknopf und trottelte hinterdrein. Bald kamen wir an eine Stelle, wo kein Gras wuchs, eine weite Fläche mit tiefem Sand. Man sagt, es sein altes Schlachtfeld. Allenthalben rundum, nicht drei Fuß von einander, glänzten die gebleichten Knochen von Menschen im Mondlicht. Wir lasen eine Menge davon als Andenken auf. Ich nahm mir eine Anzahl Arm- und Beinnochen — vielleicht von großen Häuptlingen, die grimmig gefochten in jener großen Schlacht von ehemals, wo das Blut da, wo ich jetzt stand, wie rother Wein

floß, und lud später meinem Dahu die besten auf, indem ich ihn zum Gehen antrieb. Man fand alle Arten Knochen, nur keine Schädel; aber ein Bürger sagte unehrerbietig, es wären neuerdings eine ungewöhnliche Menge von „Schädeljägern“ hier gewesen — eine Species von Sportsmen, von der ich vorher nie gehört hatte.

Man weiß von dieser Stelle durchaus nichts. Ihre Geschichte wird nie enthüllt werden. Die ältesten Eingeborenen machen keinen Anspruch darauf, sie zu kennen. Sie sagen, diese Knochen wären schon hier gewesen, als sie noch Kinder gewesen seien, ja als ihre Großväter noch Kinder gewesen seien. Aber wie sie hierhergekommen, könnten sie bloß vermuthen. Viele Leute halten den Ort für ein uraltes Schlachtfeld, und es ist üblich, ihn so zu bezeichnen. Man glaubt, daß diese Gerippe seit vielen Menschenaltern hier gelegen haben, wo ihre Besitzer in der großen Schlacht gefallen seien. Andere glauben, daß Kamehameha der Erste seine erste Schlacht hier lieferte. In Betreff dieses Punktes habe ich eine Erzählung gehört, die aus einem der zahlreichen Bücher entlehnt sein mag, die über diese Inseln geschrieben worden sind — ich weiß nicht, wo der Erzähler sie her hat. Es heißt da, als Kamehameha, der zuerst nur ein untergeordneter Häuptling auf der Insel Hawaii gewesen, hier gelandet sei, habe er ein großes Heer mitgebracht und zu Waikiki sein Lager aufgeschlagen. Die Dahuaner marschirten ihm entgegen, und sie vertrauten so fest auf ihren Sieg, daß sie bereitwillig auf das Verlangen ihrer Priester eingingen, da, wo jetzt diese Gebeine liegen, eine Linie zu ziehen und einen Eid zu leisten, wenn sie überhaupt zurückmühten, so wollten sie nicht über diese Linie hinaus zurück gehen. Die Priester sagten ihnen, daß Tod und ewige Strafe jeden treffen würde, der diesen Eid verleihe, und der Marsch wurde fortgesetzt. Kamehameha trieb sie Schritt für Schritt zurück. Die Priester suchten in der ersten Reihe und ermahnten sie durch Zuruf und anfeuerndes Beispiel, ihres Eides eingedenk zu sein und wo nöthig, zu sterben, aber nie die verhängnißvolle Linie zu überschreiten. Der Kampf wurde mannhaft fortgesetzt, aber zuletzt fiel der Oberpriester, von einem Speere ins Herz getroffen, und jetzt fiel das unselige Omen wie ein Zauber auf die tapfern Seelen hinter ihm. Mit Triumphgeschrei drangen die Eindringliche vorwärts — die Linie wurde überschritten, die erzürnten Götter verließen das verzweifelte Heer, und dasselbe zerstäubte indem es sich dem Verhängniß unterwarf, welches ihr Eidbruch über sie gebracht, und stolz über die Ebne, auf der jetzt Honolulu steht — das schöne Nuanu-Thal hinauf — hielt einen Augenblick inne, da schroffe Bergwände zu beiden Seiten es einhimmten und vor ihm der schreckliche Abgrund von Pari gähnte, und wurde dann in denselben hinabgetrieben — ein Sturz von sechshundert Fuß.

Die Geschichte ist recht hübsch. Aber Jarves' vortreffliches Werk sagt,

daß die Dahuaner im Nuānu-Thale verschanzt waren, daß Komehameha sie angriff, zersprengte, sie das Thal hinauftrieb und sie zuletzt in den Abgrund jagte. Er gedenkt unsres Knochenfeldes in seinem Buche durchaus nicht.

Ergriffen von der tiefen Stille und Ruhe, die über die schöne Landschaft ausgegossen waren, und wie gewöhnlich zurückgeblieben, ließ ich meinen Gedanken Stimme. Ich sagte:

„Was für ein Bild schlummert hier in dem feierlichen Glanze des Mondes! Wie mächtig sich die zerklüfteten Umrisse des erstorbenen Vulkans von dem klaren Himmel abheben! Was für ein schneeweißer Saum von Felsen das Zersprühen der Brandung an dem langen gekrümmten Riff bezeichnet! Wie ruhig schläft die matt erkennbare Stadt da drüben auf der Ebne! Wie sanft liegen die Schatten auf den stattlichen Bergen, die das träumende Manoa-Thal begrenzen! Was für eine große Pyramide flockiger Wolkenmassen ragt über dem etagenförmig aufgeschichteten Peri! Wie die grimmen Krieger sich in gespenstigen Geschwadern wieder über ihrer alten Wahlstatt zu sammeln scheinen — wie das Gewimmer der Sterbenden aufsteigt von dem —“

In diesem Augenblicke setzte sich mein Roß Dahu in den Sand hin. Setzte sich hin, vermuthlich, um zuzuhören. Aber einerlei, was es hörte, ich hielt inne mit meiner Rede und überzeugte es, daß ich nicht der Mann war, der eine Mißachtung des Gerichts durch ungehöriges Thun erlaubt. Ich zerschlug das Rückgrat eines Häuptlings an seiner Hinterpartie und jagte fort, um die Cavalcade einzuholen.

Sehr erheblich ermüdet kamen wir um neun Uhr Abends in der Stadt an, ich voraus; denn als mein Gaul endlich begriff, daß es nach Hause ging und er nicht mehr weit zu gehen hatte, ließ er die dummen Streiche und wendete seine Aufmerksamkeit einzig dem Geschäfte zu.

Dies ist eine gute Gelegenheit, einen belehrenden Paragraph einfließen zu lassen. Es gibt keine eigentlichen Pferdeverleiher in Honolulu oder überhaupt im Königreich Hawaii. Deshalb muß man, wofern man nicht mit reichen hier wohnenden Ausländern bekannt ist, die alle gute Pferde haben, sich von den Kanakas, d. h. den Eingebornen Thiere leihen, die stets von der elendesten Art sind. Jedes Roß, das man mietet, auch wenn es ein Weißer stellt, taugt wenig, weil es für uns von irgend einem Gehöft draußen geholt wird, wo es nothwendig angestrengt gearbeitet hat. Wenn es die mit seiner Pflege betrauten Kanakas als eingefleischte Reiter nicht selber jeden Tag halb todt geritten haben, so kann man sich drauf verlassen, daß sie dasselbe durch Stellvertretung, d. h. durch heimliche Vermietung des Pferdes, gethan haben. So hat man mir wenigstens berichtet. Die Folge

ist, daß kein Pferd Aussicht hat, zu fressen, zu saufen, zu ruhen, sich zu erholen, wohl auszufehen und sich wohl zu fühlen, und so ziehen Fremde auf den Inseln herum, beritten wie ich heute war.

Miethet man ein Pferd von einem Kanaka, so muß man seine Augen hübsch offen haben, weil man sicher sein kann, daß man mit einem geriebenen, gewissenlosen Halunken zu thun hat. Man kann seine Thür offen und seinen Koffer unverschlossen lassen, so lange man Lust hat, und er wird seine Finger nicht in unser Eigenthum stecken. Er hat keine bedeutenden Laster und keine Neigung zu Räubereien im großen Maßstabe, aber wenn er uns im Pferdegeschäft über den Löffel barbieren kann, so wird er es mit aller Freudigkeit thun. Dieser Zug gehört zum Charakter der Pferdehändler in der ganzen Welt, nicht wahr? Er wird uns zu viel abnehmen, wenn er kann — er wird uns des Nachts ein gut aussehendes Pferdchen irgend jemandes, vielleicht des Königs, wenn es gerade zur Hand ist, vermietthen und uns am Morgen eins bringen, das meinem Dahu aufs Haar gleicht, und behaupten, daß es dasselbe Pferd ist. Sperren wir uns dagegen, machen wir Lärm, so geht er hinaus und sagt, nicht er hätte den Handel mit uns abgeschlossen, sondern sein Bruder, „der diesen Morgen aufs Land hinaus gegangen ist.“ Sie haben stets einen „Bruder“, dem sie die Verantwortlichkeit zuschieben. Ein Opfer sagte eines Tages zu einem dieser Kerle:

„Aber ich weiß, daß ich das Pferd von Dir miethte, weil ich mir die Schmarre auf Deinem Backen merkte.“ Die Antwort war nicht schlecht: „D ja — ja, mein Bruder ebenso — wir Zwillinge.“

Ein Freund von mir J. Smith, miethte gestern ein Pferd, von dem ihm der Kanaka verbürgte, daß es vortrefflich sei. Smith hatte selbst einen Sattel und eine Decke und befahl dem Kanaka, diese dem Pferde aufzulegen. Der Kanaka wendete ein, daß er sehr gern bereit sei, dem Herrn den Sattel anzuvertrauen, der sich schon auf dem Pferde befand, aber Smith weigerte sich denselben zu gebrauchen. Der Wechsel wurde bewerkstelligt, dann bemerkte Smith, daß der Kanaka nur die Sättel umgetauscht und die alte Decke auf dem Pferde gelassen hatte. Er sagte, er habe vergessen auch die Decken zu wechseln, und so stieg Smith, um dem langweiligen Handel ein Ende zu machen, auf und ritt fort. Eine Meile von der Stadt lahmte das Pferd und später machte es allerhand ungewöhnliche Boßsprünge. Smith stieg ab, und nahm den Sattel ab, aber die Decke klebte fest auf dem Pferde — sie war ihm über eine Reihenfolge aufgeschundener Stellen geleimt. Das geheimnißvolle Benehmen des Kanakas war erklärt.

Ein anderer Freund von mir kaufte vor ein paar Tagen ein ziemlich gutes Pferd von einem Eingeborenen, nachdem er das Thier einer leidlich genauen Prüfung unterzogen. Heute entdeckte er, daß der Gaul auf dem einen

Auge so blind wie eine Fledermaus war. Er meinte, dieses Auge untersucht zu haben und kam überzeugt heim, daß es geschehen. Aber er entsinnt sich jetzt, daß jedesmal, wo er den Versuch machte, seine Aufmerksamkeit von dem, dessen Opfer er geworden, auf etwas Anderes gelenkt worden war.

Noch ein Beispiel, dann will ich zu etwas Anderem übergehen. Man erzählt mir, daß ein gewisser L. bei einem Besuch auf der Insel von einem Eingeborenen ein paar sehr stattlich aussehende Pferde kaufte, die von gleicher Größe und Farbe sein sollten. Sie befanden sich in einem kleinen Stall, durch den in der Mitte eine Scheidewand ging — ein Pferd in jeder Abtheilung. L. betrachtete eins derselben kritisch durch ein Fenster, (der „Bruder“ des Kanakas war nämlich mit dem Schlüssel über Land) und ging dann um das Haus herum und prüfte das andere durch ein Fenster auf der anderen Seite. Er sagte, das wäre das netteste Paar, das er je gesehen, und bezahlte die Pferde auf der Stelle, worauf der Kanaka abreiste, und sich zu seinem Bruder auf dem Lande begab. Der Kerl hatte L. schmachvoll beschwindelt. Es gab nur ein Pferd in dem Stalle, und er hatte seine Luvseite durch das eine und seine Leeseite durch das andere Fenster geprüft. Ich möchte diese Anekdote nicht glauben, gab sie aber, weil sie als phantastische Illustration einer fest stehenden Thatsache einigen Werth hat — nämlich, daß der Kanaka-Roschkamm fruchtbar in Erfindungen und elastisch von Gewissen ist.

Man kann ein ziemlich gutes Pferd für vierzig bis fünfzig Dollars kaufen und ein Pferd, das für alle praktischen Zwecke gut genug ist, für dritthalb Dollars. Ich schätze „Dahu“ etwa auf fünf und dreißig Cents*). Ein viel besseres Pferd wurde gestern hier für einen Dollar und fünfundfünfzig Cents und heute wieder für zwei Dollars und fünfundzwanzig Cents verkauft. Williams kaufte gestern einen hübschen und lebhaften kleinen Pony für zehn Dollars und so ziemlich das beste Landpferd der Insel, in der That ein tüchtiger Schlag, kam gestern mit Einschluß eines mexikanischen Sattels und Zügels siebzig Dollars zu stehen — ein Pferd weit und breit bekannt und geachtet wegen seiner Schnelligkeit, seiner frommen Gemüthsart und seiner unendlichen Ausdauer. Man giebt seinem Pferde ein wenig Korn den Tag über, es kommt von San Francisco und ist etwa zwei Cents per Pfund werth; und man giebt ihm so viel Heu, als es braucht, es wird von den Eingeborenen gemäht und zu Markte gebracht und ist nicht sehr gut. Man bindet es in lange runde Bündel von der Größe eines langgewachsenen Mannes zusammen, eines von diesen wird in der Mitte mit einer langen Stange angespießt, ein anderes an das andere Ende der Stange gesteckt, und der Kanaka nimmt die Stange auf die Schulter und geht zwischen den auf-

*) Etwa 15 Silbergroschen.

recht stehenden Bündeln durch die Straßen, um Käufer zu suchen. Die so getragenen Heubündel gleichen im Allgemeinen einem kolossalen H, das Stück kostet fünfundzwanzig Cents und reicht für ein Pferd ungefähr einen Tag. Man kann ein Pferd für eine Kleinigkeit, das Heu für eine Woche ebenfalls für eine Kleinigkeit haben, und man kann sein Pferd ganz umsonst in seines Nachbars breiten Vorderhof mit seinem üppigen Graswuchs auf die Weide ziehen lassen — man thut das um Mitternacht und steckt das Pferd vor Sonnenaufgang wieder in den Stall. So weit kostet uns die Sache fast nichts, aber wenn es ans Anschaffen von Sattel und Zaum geht, so macht das eine Ausgabe von zwanzig bis fünfundzwanzig Dollars. Man kann sich ein Pferd, Sattel und Zaumzeug für sieben bis zehn Dollars die Woche mietzen, und der Besitzer wird sie auf eigne Kosten in Ordnung halten.

Es ist Zeit, daß ich den Bericht dieses Tages schließe — Zeit, zu Bett zu gehen. Indem ich mich zum Schlafen zurechtlege, tönt eine volle Stimme herauf aus der stillen Nacht, und, soweit auch dieser Felsen des Oceans nach den Enden der Erde hinliegt, erkenne ich eine wohlbekannte Melodie der Heimath. Nur die Worte scheinen ein bißchen aus dem Gelenke gewichen. Es klingt:

„Wattiki Iantoni ö Kaa huli huli mauhu.“

Uebersetzt heißt das: „Als wir durch Georgia marschirten.“ *)

Bur neuen Bundesrevision: der Tag von Solothurn und die Vorschläge des Bundesrathes.

Bern, Ende Juni 1873.

Unser Souverän, das Volk, war im leztvergangnen kalten Frühling etwas übler Laune und hat beim Referendum hier und dort Geseze verworfen, mit besonderem Behagen solche, durch welche die Besoldungen der Staatsbeamten hatten aufgebessert werden sollen. Höchst wahrscheinlich hat unser Volk hiemit das Richtige nicht getroffen. Aber wie wenig deßhalb die Volksabstimmung ein bloßer Hemmschuh allen Fortschrittes, das Volk ein traurig unmündiges und lediglich sackpatriotisches genannt zu werden verdient, zeigt am besten die Haltung, welche letzteres der neu aufgenommenen Bundesrevision gegenüber einnimmt. Grad so kühl und gleichgültig, wie es die Vorarbeiten zu der am 12. Mai 1872 verworfenen über sich ergehen ließ, so

*) „When we were marching through Georgia“ — ein Soldatenlied aus dem Bürgerkrieg der Vereinigten Staaten.